

AUSSTELLUNG

Eine Fotografie geht um

Über die künstliche Herstellung eines historischen Dokuments: Eine Ausstellung zeigt, wie der «Sturm auf den Winterpalast» erst nachträglich als Theater zur Ikone wurde.

VON DANIELA JANSER



Das berühmte Foto vom «Sturm auf den Winterpalast»: Der Regieturm (links) und das Tageslicht entlarven die Aufnahme als Probe zum Reenactment. FOTO: UNIVERSITÄT ZÜRICH, AUSSTELLUNG «STURM AUF DEN WINTERPALAST»

Von historischen Schlüsselszenen gibt es meist keine direkten Abbilder; auch im 20. Jahrhundert nicht, als mit der Fotografie bereits ein praktisches Dokumentationsmedium zur Verfügung stand. Das hat nicht nur damit zu tun, dass im entscheidenden Moment kein Fotoapparat zur Hand war. Vielmehr sind solche Ereignisse oft erst im Nachhinein als entscheidend erkannt oder, was häufiger der Fall war, als solche konstruiert worden. Eine aktuelle Ausstellung, die sinnigerweise nicht in einem Museum, sondern im Zürcher Theaterhaus Gessnerallee eingerichtet wurde, widmet sich entspannt und doch akribisch der Herleitung und Interpretation eines solchen nachträglich hergestellten historischen Bilddokuments.

Es geht um den berühmten «Sturm auf den Winterpalast» von Petersburg, der als Schlüsselmoment der russischen Oktoberrevolution von 1917 gilt. Verknüpft ist diese Eroberung des Palasts mit einer einzigen ikonischen Fotografie. Sie will den entscheidenden Moment der Einnahme der ehemaligen Zarenresidenz zeigen, aus der die Übergangsregierung Kerenski von den siegreichen Bolschewiki vertrieben wurde. Das Bild geistert nicht nur als vermeintliches Originaldokument durch die Bilddatenbank Getty, durch Schul- und Geschichtsbücher, sondern zielt auch eine DDR-Briefmarke und Meissner Porzellanteller. Der Haken an der Sache: Das Foto stammt gar nicht

vom Ereignis selbst, sondern wurde erst am 7. November 1920, also am dritten Jahrestag der Revolution, bei der Probe zu einer monumentalen Theateraufführung aufgenommen, die Revolution und Sturm als aufwendiges Spektakel nachstellte.

Nachträglich umgedeutet

Es war ein Massentheater, wie es die Welt vorher und nachher nicht gesehen hatte. Nur spätere Monumentalfilme wie etwa «Gandhi» übertrafen die Dimensionen dieser gigantischen Liveinszenierung mit – je nach Quelle – 6000 bis 10000 SchauspielerInnen und ebenso vielen ZuschauerInnen. Auf zwei Bühnen – einer weissen und einer roten – wurde mit viel Pathos die Überwindung der von Alexander Kerenski repräsentierten bürgerlichen Ordnung durch die sich formierende revolutionäre Masse nachgespielt. Das entscheidende und schliesslich fotografisch verewigte Moment war aber der Sturm auf den Palast, vor dem ein massiver Regieturm aufgebaut war, von dem aus die Inszenierung via Telefon mit Signalfeln koordiniert wurde.

Sogar auf denjenigen Abzügen, bei denen sowohl dieser Regieturm als auch die TheaterzuschauerInnen herausretuschiert worden sind, ist der Sowjetstern über dem Palasteingang zu sehen: eigentlich ein klares Zeichen

dafür, dass der Palast schon längst erobert war. Doch nicht nur das Bild selbst ist Produkt einer nachträglichen Bearbeitung und Umdeutung. Im Windschatten der fotografischen Ikone und des heroisierenden Theaterstücks wurde auch das Ereignis selbst immer mehr «retuschiert» und mit historischer Bedeutung aufgeladen: War doch der originale «Sturm» von 1917 eine eher unscheinbare Sache. Zudem hatte Kerenski den Palast bereits verlassen, als die RevolutionärInnen losstürmten.

Die Ausstellung der Slawistikprofessorin Sylvia Sasse und der Kuratorin Inke Arns zeigt nicht nur viele Theaterszenen, sondern auch eine erstaunliche Fülle von Druck- und Retuschevarianten des berühmten «Fotozeugnisses der Oktoberrevolution». Gleichzeitig wagen sich die Ausstellungsmacherinnen mit ihren Interpretationen auch über den historischen oder fotografischen Tellerrand hinaus. Mit Originalzitate und im materialreichen Katalog werden etwa die spannenden Wechselwirkungen von Reenactment und (historischer) Wirklichkeit aufgegriffen. «Die Zeit der Statisten ist vorbei. Denkt daran, Genossen, ihr seid keineswegs Statisten, ihr seid Künstler», hielt der Hauptregisseur der Inszenierung schon 1920 fest. Es sollte keine passiven ZuschauerInnen mehr geben, nur noch AkteurInnen.

Zombifizierung der Massen

In einem Essay fächert der Philosoph Igor Chubarov auf, wie dieses Revolutionstheater weder in Shakespeares Sinn die ganze Welt als

Bühne begreift noch als eine Art Dokumentartheater zu verstehen ist, bei dem die Wirklichkeit auf die Bühne geholt wird. Vielmehr geht es hier um nichts weniger als eine effiziente Herstellung und Konsolidierung von Wirklichkeit mit den Mitteln des Massentheaters. Eben diese theatralische Dynamisierung der Massen in ihrer ganzen wirklichkeitsmächtigen Wucht ist denn auch einer der Unterschiede zu weiteren bekannten nachgestellten «historischen» Fotoikonen wie etwa dem Hissen der US-Flagge auf der japanischen Insel Iwo Jima im Zweiten Weltkrieg.

Zusätzlich zur unpräzisen historischen Schau, die Raum für eigene Gedanken lässt, steuern in der Gessnerallee zeitgenössische Künstlerkollektive aktuelle Perspektiven bei. Etwa die AktivistInnen der smarten Performancegruppe «Chto delat?» («Was tun?»), die sich hundert Jahre nach der Revolution erneut vor dem Winterpalast in Stellung bringen: mit einer thesenstarken Vorlesung über die heutige Zombifizierung der konsumierenden Massen und einem Rap. «Wer kennt schon das zukünftige Schicksal seiner Knochen?», wird da skandiert – und so auch daran erinnert, dass Geschichte nie endgültig in Stein gemeisselt oder auf Fotopapier gebannt ist, sondern von jeder Generation neu aktualisiert werden muss.

«Sturm auf den Winterpalast. Geschichte als Theater»: Ausstellung im Nordflügel der Gessnerallee in Zürich. Noch bis am 25. Oktober. Öffnungszeiten und diverse Veranstaltungen: www.gessnerallee.ch. Das Begleitbuch von Inke Arns, Igor Chubarov und Sylvia Sasse erschien bei Diaphanes und kostet 35 Franken.

SACHBUCH

Klimawunder



Ute Scheub und Stefan Schwarzer: «Die Humusrevolution. Wie wir den Boden heilen, das Klima retten und die Ernährungswende schaffen». Oekom Verlag, München 2017. 240 Seiten. 29 Franken.

Wenn das Wetter spintt, die Temperatur steigt und die Politik schläft – wie gern glaubte man an Wunder! Was den Klimawandel angeht, spricht einiges dafür, dass das Wunder im Boden schlummern könnte: Böden speichern mehr Kohlenstoff, als sich in Form von CO₂ in der Atmosphäre befindet. Und weil die Wissenschaft die Böden lange vernachlässigt hat, ist mit Überraschungen zu rechnen. Mit bösen, wenn Permafrostböden auftauen und das Treibhausgas Methan freisetzen. Oder mit positiven, wenn die Landwirtschaft so neu ausgerichtet wird, dass sie Kohlenstoff speichernden Humus aufbaut statt zerstört.

Wie das gelingen könnte, zeigen die Journalistin Ute Scheub und der Geograf Stefan Schwarzer in ihrem Buch «Die Humusrevolu-

tion». Sie stellen zahlreiche Beispiele vor, wie man den Boden besser bewirtschaften und so der Klimaerwärmung entgegenwirken kann. Nicht immer ist dabei ganz klar, welche Betriebe das Autorenpaar selbst besucht hat und über welche es aus zweiter Hand berichtet. Die vorgestellten Betriebe machen alles richtig und verdienen erst noch gut dabei. Warum bloss tun es ihnen nicht alle nach?

Weil, so Scheub und Schwarzer, diesen «Daviden» ein grosser, böser «Goliath» entgegensteht: die Agrarindustrie und die mit ihr verbandelten Regierungen. Das trifft gewiss nicht ganz daneben: Macht ist ein wichtiger Faktor. Er erklärt, weshalb vieles falsch läuft. Und Macht haben die, die daran interessiert sind, dass es so weitergeht wie bisher. Aber als

einzigste Erklärung ist es dann doch ein wenig dünn. Das Buch verspricht nicht Linderung, sondern die Lösung. Mittels Humusaufbau könne der CO₂-Gehalt der Atmosphäre, je nach Schätzung, binnen 25 bis 50 Jahren auf ein vorindustrielles Niveau gesenkt werden. Was sie nicht schreiben: Um das zu erreichen, müsste innert Kürze sehr viel mehr Humus aufgebaut werden, als die Landwirtschaft seit ihren Anfängen vor 10000 Jahren weltweit abgebaut hat.

Wir wären ja bereit, an Wunder zu glauben. Aber der Überbringer müsste glaubwürdig sein. Unkritisches Schwarzweissdenken und eine Sprache, die lieber flott ist als präzise, sind dafür ungeeignet. Schade.

MARCEL HÄNGGI

SERIE

Die Welt als Krieg und Eis



David Benioff und D.B. Weiss nach der Buchreihe von George R.R. Martin: «Game of Thrones». HBO 2017, Staffel 7.

Als die siebte und voraussichtlich zweitletzte Staffel der erfolgreichen Pseudomittelalter-Serie diesen Sommer Folge für Folge auf unsere Bildschirme tropfte, sagten einige Fans, es sei nicht mehr dasselbe wie früher. Das, was «Game of Thrones» einst ausgemacht habe – die liebevoll gezeichneten queren Gestalten, das unzimperliche Wegsterben von lieb gewonnenen Hauptfiguren – sei einer ziemlich platten Plot- und Kriegstreiberlogik geopfert worden.

Man war also vorgewarnt. Und konnte sich dem Reiz der schwer bewaffneten, in Felteppiche von Ikea gehüllten Männer und Frauen – der Winter ist jetzt definitiv in Westeros angekommen – trotzdem nicht entziehen. Die

Faszination hat auch damit zu tun, dass «Game of Thrones» zwar eine aus der Zeit gefallene Fantasiegeburt ist, aber gleichzeitig direkt an die Alpträume von uns ZeitgenossInnen rührt: irre HerrscherInnen, denen man alles zutraut, Klimawandel, ebenso unberechenbare wie folgenreiche Grossmachtspiele. Über all das legt sich eine diffuse Angst vor der Apokalypse. In der Serie wird sie von einer stetig wachsenden Zombiarmee aus sprachlosen Kampfmaschinen mit eisblauen Augen verkörpert.

Die an sich vielversprechende Ausgangslage für diese siebte Staffel: Fast alle grossen Herrschaftshäuser sind jetzt in Frauenhand. Was aber – und das kann man gut oder schlecht finden – kaum einen Unterschied macht. Ge-

rungen wird um die Frage, ob man sich nun lieber in einem grossen Weltkrieg gegenseitig die Köpfe einschlägt oder sich darauf einigt, dass der wahre Feind eigentlich die riesige Zombiarmee wäre, die sich ennet der grossen Mauer zum Sturm zusammenrottet.

Wem nicht so nach Schlachtplatten und ihren Vorbereitungen ist, der oder die hält sich am jungen Sam fest. Als Hilfskraft versucht er, in der riesigen Bibliothek der Zitadelle entscheidendes Wissen vor dem Vermodern in die Aktualität hinüberzuretten. Sam zeigt so immerhin eine Alternative zur herrschenden Logik der eskalierenden Gewalt auf: die Welt lesend vor dem Untergang zu bewahren.

DANIELA JANSER